

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 21 (1917)

Artikel: Im Dienst
Autor: Lang, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-572428>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

breit und wuchtig sein. Und so gehabte sich gewiß Nikolaus von der Flüe. Sein Schritt war groß und stramm, sein Griff derb, seine Stimme — alle Zeugen rühmen sie — ein tiefer, mächtiger Baß, eine jener weittragenden sonoren Jodelstimmen, die man noch heute vom Sachslerberg herunterherrschen hört. Wäre er der fadenscheinige Mann gewesen, wie ihn die Moderne so gerne malt, dann wäre er nicht die rauhe Wegstunde vom Ranft nach Sachseln jeden Sonntag, auch im Dezemberschnee und Märzesturm barfuß und barhaupt auf- und abgeschritten, hätte nicht zwanzig Jahre in einer ungeheizten, schlecht verbretterten, sonnenlosen Zelle ohne Schuh und Strumpf und ohne jeden Katarrh verbracht, nicht die schwere Welt-sorge ringsum, die ihn nie freigab, und noch weniger die schwere Einsamkeit so fröhlich bewältigt, und er wäre nicht ein gesunder Siebziger geworden. Es verhält sich eben mit seinem modernen Bilde wie mit dem des Franz von Assisi und dem Christusgesicht, für die unsere neuraesthetische Kultur auch nur einen kranken Ausdruck findet. Aber beim Himmel, was hatten diese eigenmächtigen Riesen, diese Zeit- und Weltbeweger für Muskeln und vor allem was für Nerven!

(Eschluß folgt).

Dies ist Nicolaus / der in dem Wald/
Untruncken und Ungeessen/
Allein bey zwanzig Jahren bald
Einsidlerisch geseffen.
Die Berg und Felsen im Schweigerland/
Die haben gehört sein Klagen/



Nikolaus von der Flüe.

Holzchnitt aus dem 17. Jahrh. (aus „Dr. Clausens Leben u. Wandel“ von Petrus Hugo S. I., Luzern 1705).

Im Dienst.

Nachdruck verboten.

Drei Bilder von Paul Lang, Zürich.

Der Gruß.

Sie schreiten aneinander vorbei. Der Führer und der Gemeine. Der Leutnant und der Füsilier. Ein Ruß in jedem der Leiber. Die Hand fährt straff ans Käppi. Stahlharte Augen bliken sich an.

Schon sind sie aneinander vorbei. Ueber sie schlägt die Menschenwoge zusammen, nivellierend, beruhigend. Lässig ist ihr Gang wieder, lässig ihre Haltung. Wie andere gehen sie.

Aber in dem einen Moment haben sie sich als Männer erkannt.

Was heißt Salutieren? Es heißt: Wir zwei kennen uns; wir sind von der Gilde, die, wenn's nötig ist, in einen Ruß die ganze geistige und körperliche Kraft pressen kann. Auf uns kann man sich verlassen. Denn Herr sind wir über uns selbst. In der

Gewalt haben wir Nerven und Muskeln, allerorten und jederzeit.

Des sei uns der Gruß Symbol. So, wie wir jezt uns aufraffen, mitten aus dem Gespräch, mitten aus Schlendern und Bummeln, vom Arme der Freundin hinweg, aus einer Diskussion, einer Ueberlegung, einem Wiß heraus, ob fröhlich, ob traurig, ob frisch, ob müde — so sind wir stets bereit zu Kampf und Tod.

Von der Gilde sind wir, die gerüstet ist.

Von den Menschen, die ganz sich im Zaum haben. Des ist uns der Gruß Symbol.

Was unterscheidet den Soldaten vom Bürger? Die Möglichkeit, seine Kräfte, die letzten Fähigkeiten seines Körpers und Kopfes — blitzschnell zu sammeln und zu

entladen. Mit dem Aufreißen und Zusammenraffen des Gruges beweist er es, zeigt sichtbarlich, daß er die Kraft nicht nur hat, sondern auch jederzeit darüber verfügt.

Das ist der Gruß: Ein Bild dieser innerlichen Bereitschaft.

Das sagen die starren Augen: So blicken wir in die Gefahr. Stark, entschlossen, furchtlos, komme sie von einer Sekunde auf die andere. Wir erkennen uns. Gleicher Art sind wir. So beweisen wir's uns...

Ein Ruck — und alles ist vorbei. Jeder ist wieder Mensch nur. Lässig wandelt er wie tausend andere. Aber wie ein Blick mit einem Schlag dunkle Gegend taghell erleuchtet, so offenbart der Gruß des Soldaten innerste Wesensart.

Der Fahnenmarsch.

Ein Wort hallt über das Feld...

Das unruhige Pferd wird still. Die Leiber erstraffen. Jedes Auge blickt starr. Auf ein Ziel sind alle Sinne der tausend Männer gerichtet: den Ausdruck der vereinigten Kraft ihrer Muskeln und Nerven in die trostigen Augen zu werfen und durch die gespanntschwellende Haltung ihres Leibes zu beweisen. Jetzt ist der Geist vollkommen Herr über das Körperliche.

Bändigung...

Der Führer reitet die Front ab. Beweis wird ihm geleistet, daß es so ist, wie sein Sinn es erstrebt; daß das Bataillon aus Soldaten besteht, die sich des höchsten Wertes ihrer Aufgabe bewußt sind. Und wie er beginnt, sich dem Menschenrechte zu nähern, begleitet von dem Kommandanten der Einheit, der — den entblößten Säbel in der Rechten — seine Truppen präsentiert, setzt die Musik mit den altvertrauten Rhythmen ein. Dumpf, drohend, schlägt derselbe Ton an das Ohr. Stoß um Stoß — in gleichen Intervallen. Jetzt, — nach dem vierten Male — preßt er, einem sprudelnden Strahl gleich, eine Terz hinauf. Gleich sinkt sie wieder, heruntergezogen vom Grundton. Höher steigt das Motiv, eine Terzenstufe höher läßt es sich wieder an, gleich hart, nein, härter, heller, stärker. Und wieder der aufreizende Hinaufschwung, wieder eine Terz; aber ganz anders lebendig hinaufgeworfen, fest,

übermütig — um stracks ganz hinunter auf den Grundton zu purzeln. Hinauf und zurück, hinauf und zurück — immer gleich unerbittlich, stoßweise, ruckweise. Aber heller tönt es schon, siegreicher und stolzer. Trüzig trabt der Rhythmus einher, petst in dich: Tüt, tüt, tüt, tüt... Eiserne Schritte, eiserne Stapfen mit gewaltigen Pausen inmitten.

Näher fühlst du den Feldherrn kommen. Starr steht das Kinn. Die Pulse hämmern. Die Hände liegen gesteift. Jeder Nerv ist zum Plagen gespannt.

Und immer die gleichen Töne. Sie schlagen auf dich ein, als ob sie dich zerhämmern wollten. Aber seltsam! Schon ganz anders tönt es. Was ist denn das? Ungezählte Male schon klingt die Figur. Doch keinmal ist sie gleich. Sind das dieselben vier Töne? Nein, jetzt schwelgt ja ein ganzes Orchester darin. Tuben, Hörner, Fagott, Pauken. Was ist das? Siegesgewiß schmettert es: „Heil, so kehren wir heim.“ Und jetzt wieder ist es, als ob ein unendlich Erschauern daraus sich ergösse, Erschauern vor der Fahne — der Fahne, dem Symbol all unseres Selbsts. Es würgt und drängt im Innern. Glühende Farben leuchten. Heiliges Beben durchrieselt alle Glieder...

Man spürt förmlich die Luft erzittern, den Boden schüttern, spürt es, ohne sich rühren zu können, da er naht, er, dessen prüfendes Auge über dich richtet.

Bist du, wie du sein sollst, ein Starker, ein Gefestigter?

Jetzt schluchzt die klingende Woge wieder. Ja, ein Jubel strömt durch dich. Leuchtend strahlen die Augen. Jetzt — ein Moment: Pferde, Köpfe, ein blickender Blick unter buschigen Brauen.

Vorbei schon ist er.

Aber weiter dröhnt der Sang, immer gleich wühlend. Zu Zeiten ernst, zu Zeiten froh, dumpf bald und bald schmetternd. Meeresfluten wogen drin. Glühende Sonnenräder. Unsagbar Kämpfendes unter Lasten, die ersticken.

Trauer singt er: Weinende Mütter, klagende Bräute und die Stille des Schlachtfeldes.

Und Sonne wieder. Blickende Waffen, Fahnen. Blumen. Mädchen...

Alles liegt drin, was wühlt und tobt.

Alles liegt in den Noten, die schmettern und schmetternd ohn Aufhören auf dich niederfallen.

So tönt der Fahnenmarsch...

Bis er plötzlich abreißt. Noch einige Sekunden hängen die Akkorde in der Luft.

Dann ein Wort: „Ruhe!“ und „Rueeen!“ hallt's über das Feld. „Rueeen — Rueen ...“

Der Bann löst sich. Wir sind wieder Menschen. Tausend Einzelne fühlen wieder in tausend verschiedenen Arten.

Das magische Band, das die Tausend zu Einem verwob, ist zerschnitten.

* * *

Schildwache.

Nächtlicherweile blinzelt der Mond, über die Zäken des altertümlichen Turmes herab. Vor dem Eingang des Kantonnements steht die Schildwache. Alles schläft. Kein Laut — nur des Brunnens eintönig Geplätscher.

Aber der Soldat mit dem blinkenden Rohre wacht. Die Ruhe der Genossen, die Ruhe der Bürger — ihm ist sie anvertraut. Er weiß es und fühlt den Wert seiner Aufgabe.

Ach, das starke Gefühl zu wissen: Da innen schlafen sie. Dort, hinter jenen Gardinen liegt das Bettchen, das den süßen Mädchenleib birgt, und da, hinter diesen, der Pfuhl des Großvaters. Dort hinten aber die zapplige Kinderschar und hier die Kameraden alle, Mann bei Mann. So schlummern sie, ruhig und friedlich. Wehrlos sind sie wie Schafe.

Aber sein Auge wacht über sie. Ihr Schutz ist seine Aufgabe. Ach, wie schwellt sich da sein Herz! Wie fühlt er den heißen, verzehrenden Atem der Macht! Zu wissen: Auf ihn kommt es an. Sein Schritt wird elastischer, seine Muskeln straffen sich, die Brust tritt heraus, und sein Auge blinkt, während eine lustige Weise sachte zwischen den männlichen Lippen hervorquillt.

Leise rauscht der Brunnen.

Ein ferner Kater miaut flüchtig nach der Geliebten. Und wieder Stille ...

Da hörst du: Trapp, trapp! Sie kommen. Eben hallen vier schwere Schläge durch die Luft. Der Turmuhr eherne Stimme kündigt die Stunde an. Sie sind es, ganz deutlich hört man's jetzt: Die Ablösung marschiert heran.

Die kurzen, markigen Schritte schallen auf dem Pflaster durch die feierliche Stille der Nacht, wie die Gegenwart auf der Vergangenheit.

Und leise, leise klingt immer je nach zwei, drei Schritten ein Bajonett, wenn die Hand dran anschlägt. Ein feiner, zarter Unterton, aber bedeutend für die Harmonie des Ganzen. Erz ist es, was da tönt. Erz! Denk dran, Soldat! Ehern ist die Zeit. Das Leben kein Spiel mehr auf freien Triften.

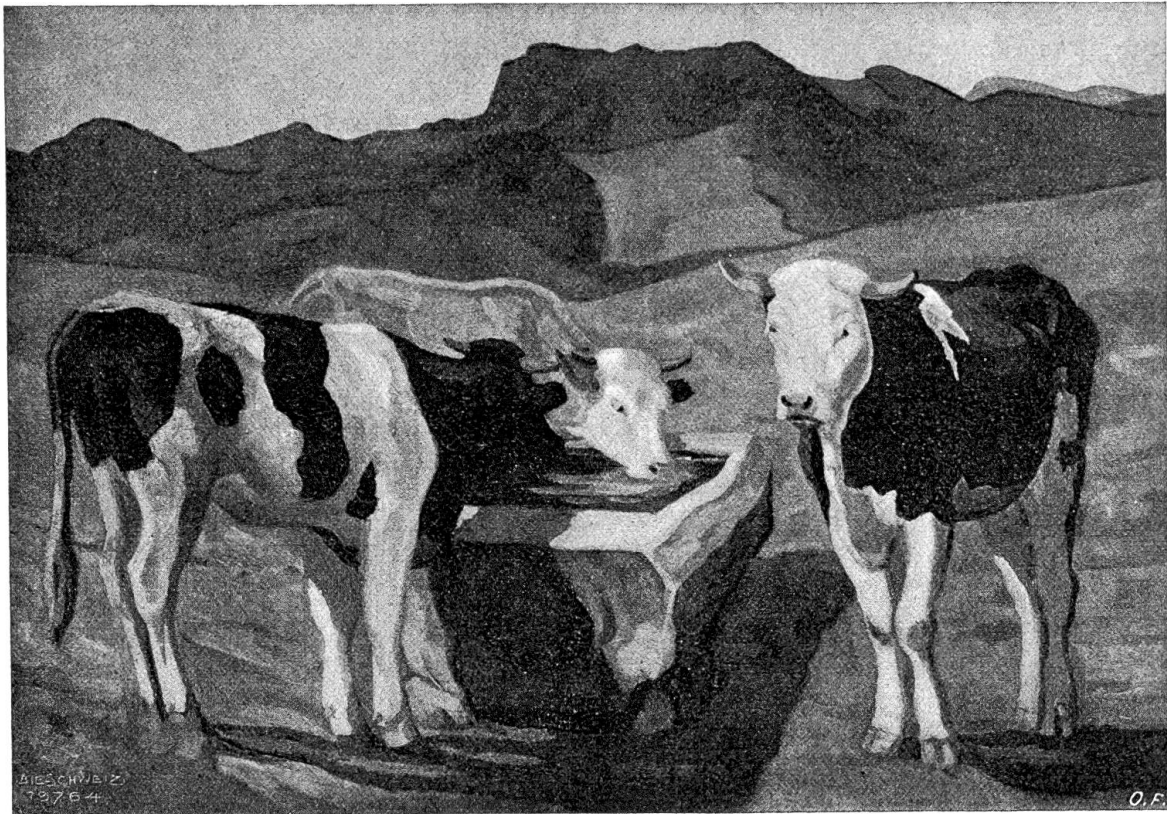
Nach jedem dritten Schritt flirrt das Bajonett, als wollte es sagen: „Vergiß mich nicht. Das bin ich. Vergiß es nicht. Mit der Waffe bist du gegürtet, nicht mehr ein Bürger sollst du sein.“

So naht die Gruppe. Und steht auf einen Schlag. Gedämpfte Worte fallen.



Paul Altherr, Basel.

Hirten.



Paul Altherr, Basel.

Kinder am Brunnen.

Der Schildwachbefehl geht vom Mund des einen zum Ohr des andern. Und beschwingt, beflügelt schreitet der Abgelöste mit seinen Kameraden weiter.

Einem andern ist der Schutz übergeben. Aber gleich hart sind dessen Augen. Ein anderes Gesicht sitzt ihm unter dem Käppi. Aber gleich ist sein Denken.

So wandeln sich die Schildwachen. Einer löst den andern ab. Bärtige, beschmuckte, Milch-Gesichter, zerfurchte und frische reihen sich aneinander. Aber die Aufgabe bleibt.

Und alle fühlen — wenn auch nicht zu allen Zeiten gleich stark und lebendig — daß von ihrer Pflichtauffassung letzten En-

des der Wert des Heeres, die Sicherheit des Vaterlandes abhängt.

Denn Schildwachdienst ist das Tun unseres Heeres.

Seine Aufgabe ist die: Zu wachen, Auge klar und Gewehr bereit.

Aus den Hunderten und Tausenden von Schildwachen, die ringsumher die Höhen und Pässe und Dörfer und Städte bewachen — setzt sich das Heer zusammen.

Ein Wall von Mannen steht dort, stark und kühn, und alle stehen für das Eine: das Herz Europas zu schützen, zu hüten und sorgsam zu hegen bis hinüber in die neue Zeit, von der wir alle so vieles erhoffen.

Zu den Bildern von Paul Altherr

(zwei Kunstbeilagen und vier Reproduktionen im Text).

Unter den Schweizer Künstlern war die Zahl derer von jeher nicht gering, die wachen Sinnes das große Erbe der Vergangenheit zu genießen, die Schöpfungen bedeutender Zeitgenossen neidlos zu bewundern wußten und die es gleichwohl vorgezogen haben, als selber Schaffende nur Eigengewächs zu ziehen und keine

Schößlinge aus den Gärten gestriger oder heutiger Meister zu entlehnen. Es gehört Selbstlosigkeit dazu, nur echt und wahr zu sein, zumal in einer Zeit, wo eine ganze Klasse von Künstlern ihr Produzieren so völlig den Methoden dermaliger Wissenschaft angeglichen hat, daß sie sich — bis kurz vor dem Kriege — einfach den oder